

„ICH WACHSE“

Inspiziert vom Burger Hof, von seinem alten Gemäuer, seiner Täfelung, seinen Wandschränken haben die Schülerinnen und Schüler der Klasse 2A der Mittelschule Ursulinen Abdrücke von verschiedenen Oberflächen genommen (Frottage) und diese zu neuen Bildern entstehen lassen. Passend zu den Kunstwerken sind dann von den Schülerinnen und Schülern der Klasse 2B der Mittelschule Welsberg Gedichte verfasst und Gespräche mit Zeitzeugen geführt worden.

Maserung. Farbliche Eindrücke. Gelb, Blau, Rot,
Weiß. Holzfasern. Jahrhundertealte Symbole.
Beeindruckendes Muster, geschaffen von der
Natur. Hypnotisierende Kreise. Ringe. Spiralen.
Eine Blumenwiese: Die Blüten bilden einen Sog
und entführen uns in ihre traumhafte Zauberwelt.
Wir treten ein. Bunt. Schwarzer Hintergrund.
Düsterer Abgrund. Zeichen treten farblich hervor.
Bunte Kugeln fliegen durch die Landschaft.
Fäden ziehen sich hindurch. Eine bezaubernde
Stimmung liegt in der Luft. Ein magischer Ort.

Hannes Rabensteiner

Inhaltsverzeichnis

„ICH BLÜHE“	8
Gespräch mit Frieda Steger	10
„ICH GEHE“	12
Gespräch mit Hintner Sepp	14
„ICH STÜTZE“	16
Gespräch mit Siegfried Mair	18
„ICH TRENNE“	20
Gespräch mit Hermann Ladstätter	22
„ICH VERBERGE“	24
Gespräch mit DI Dr. Michael Grabner	26
„ICH VERZAUBERE“	28
Gespräch mit Hermann Kühebacher	30
„ICH VERRINNE“	32
Gespräch mit Hermann Mair	34
„ICH WACHSE“	36
Gespräch mit Johann Plack	38
„ICH ÖFFNE“	40
Gespräch mit Johann Kammerer	42
Gespräch mit Gespräch mit Lisa Oregioni	43
„ICH BESCHÜTZE“	44



Gemeinschaftsprojekt der Klasse 2B Mittelschule Welsberg und der Klasse 2A Mittelschule Ursulinen Bruneck

Ich blühe in meiner kleinen Welt voller Fabelwesen.

Sie pflegen und hegen uns Tag um Tag.

Wir verzaubern, wir dorren nicht.

Das ist die Magie der Feen.

Tauch ein in unsere Welt:

Weit offen steht die Tür

für all deine Träume.

Theresa Patzleiner



„ICH BLÜHE“

Frottage / Mischtechnik auf Papier / 31x31cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich klöpple, Gespräch mit Frieda Steger, Klöpplerin aus Toblach



In Venedig war eine alte Werkstatt, ein Teppichwirker. Um einen schöneren Abschluss bei den Teppichen zu machen und die Endfäden besser zur Geltung zu bringen, hat man die überkreuzt. Und weil jede Fürstenfamilie eine eigene besondere Überkreuzung haben wollte – an den Endüberkreuzungen der Fäden erkannte man die unterschiedlichen Fürstenhäuser –, hat eine Frau die unterschiedlichen Muster aufgezeichnet.

Diese Aufzeichnung wurde im August 1557 gefunden. Von da weg wurde das Klöppeln abgeleitet, das war nur ein Überkreuzen der Fäden. In Venedig, Burano, eine der größten Handelsstädte der damaligen Zeit, von dort aus startet das Klöppeln und geht um die ganze Welt. Klöppeln ist eigentlich, wenn man die Technik versteht, eine der einfachsten Handwerkskünste. Es gibt immer nur das Überkreuzen und Drehen, es gibt nichts anderes. Nur muss man verstehen, wie etwas überkreuzt wird und welche Fäden ich überkreuze. Der Zwirn ist das Wichtigste: ich klöpple traditionell nur mit Leinen. Leinen wird von Hanf, eigentlich Flachs, gewonnen. Er wird gesät am hundertsten Tag des Jahres, bleibt hundert Stunden unter der Erde und wird hundert Tage später geerntet. Der naturfarbene Leinen wird häufig auch gebleicht. Er wird aufgehängt, mit Aschenlauge ein Gemisch von Asche und Seife bespritzt und von der Sonne und dem Mond gebleicht. Mit Leinen kann man auch weben. Wenn wir zuhause gewebt haben, haben wir das Tuch auf dem Feld ausgebreitet und es wurde mit Wasser begossen. Wir Kinder mussten rundherum stehen und die Tiere fernhalten, damit nicht alles wieder schmutzig wurde. Den Rest macht die Natur, zum Schluss war ein schönes weißes Tuch.

Das Klöppeln kommt von Burano, Venedig, und hat in Prettau Halt gemacht. Meine Großtante war die größte Klöpplerin südtirolweit, ich würde sagen gar italienweit, die Klöppelpionierin. In Prettau gab es ja das Kupferbergwerk, über sechzig Familien arbeiteten dort, und als es nicht mehr rentabel war, da das Erz von Amerika billiger eingeführt wurde, wir sprechen von 1884 bis 1889, wurde es eine Zeitlang geschlossen; und da hat der Pfarrer, der hatte Ansehen, wahrscheinlich noch mehr als der Bürgermeister, drei Frauen nach Wien geschickt, um das Klöppeln zu lernen. Die Urgroßtante war eine der drei Frauen, sie ist dann zurückgekommen und war in Proveis – nicht nur in Prettau wurde geklöppelt – da gab es seit 1874 eine kleine Klöppelschule. Die Urgroßtante hat 1889 das Praktikum gemacht und ist dann zurück nach Prettau und hielt dort Kurse ab.

Nur mit der Vermarktung klappte es nicht. Sie musste etwas erfinden und war eingeladen zu einer großen Messe nach Innsbruck. Sie war eine der ersten Frauen, die unter Kaiser Franz Joseph an einer Messe teilnehmen durften. Meine fünfjährige Großtante Rosa Mittermair war mit dabei; und ein Ehepaar sah, wie sie mit den Klöppeln gespielt hat; und sie hat die Spitze gefertigt und die haben dann gewartet; bis sie 21 Jahre alt wurde. 1909 stand dieses Ehepaar mit dem Priester vor der Tür und fragte sie, ob sie nicht mit nach Wien in die Schule kommen wollte. Sie hat dort die Schule besucht, wurde von dieser Schule nach London geschickt und von dort nach Idria (damals Jugoslawien, heute Slowenien). Dort hat sie das Klöppelzeichnen gelernt. Dann wurde sie für vier Monate als Austausch nach Deutschland geschickt, um zu unterrichten und neue Erfahrungen zu sammeln.

Ich war da fünf Jahre, als ich das erste Mal mit dem Klöppeln in Kontakt kam. Meine Mutter war schwer krank und so halfen Onkel, Tanten und alle Verwandten zusammen. Eines Tages kam sie zu uns in die Familie und ich spielte so gern mit den Klöppeln, das war für mich ein Spielzeug. Meine Schwestern kannten das Klöppeln schon. Da kam die Großtante und meinte, das sei kein Spielzeug, ich solle das Klöppeln jetzt lernen. Ich habe mit meiner Großtante die ersten Klöppelschritte gelernt. Mit fünf Jahren: „Und so habe ich angefangen zu klöppeln. Die Mutter hatte eine klare Strategie und Technik, sie sagte, dass wir klöppeln müssten, weil die Großtante rausfährt zum Verkaufen und am Sonntag gibt es dann Eis. Wir haben jeden Sonntag ein Eis bekommen und als wir dann so vierzehn, fünfzehn waren, trauten wir uns das erste Mal den Schrank der Mutter zu öffnen; und da sahen wir – Klara, Frieda, Anna – die ganzen Spitzen fein säuberlich geordnet und beschriftet. Wir fragten die Mutter, wieso sie sie nicht verkauft hatte. Die Spitzen waren noch nicht gut genug. Geklöppelt musste perfekt werden. Die hier blieben in der Familie. Mit einem Trick haben wir also das Klöppeln gelernt.

In der Klöppelschule von Proveis waren 1874 108 Schüler, die sich dort angemeldet haben, d.h. alle Kinder des Dorfes waren dort. In Proveis war der Ursprung des Klöppelns und viele kleine Gemeinden wie Prettau, Kless und Luzerna stammen von dieser Schule ab. Diese Schule bestand bis 1924. Der Untergang der Schule ist der mangelnden Vermarktung zuzuschreiben. Niemand hat die Spitzen verkauft.

Meine Großtante hatte in der Zeit der zwei Weltkriege die Vermarktung übernommen – bis nach Amerika. Die damaligen Bergwerksbesitzer von Prettau, Graf Enzenberg und Baron von Sternbach, hatten der Urgroßtante ein Empfehlungsschreiben ausgestellt über die schönste Spitze

ganz Europas. Mit diesem Brief kam die Großtante in die Fürstenhäuser, um bei den reichen Leuten den Absatz für die Spitzen zu erzielen, damit sie ihre 150 Klöppler vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigen konnte. Nach dem Ersten Weltkrieg waren es 350 Personen, die für meine Großtante geklöppelt haben. Sie hat darum gekämpft. Ihre Mutter hatte ein Lebensmittelgeschäft, in dem unter anderem auch die Spitzen verkauft wurden. Nur wurden die kleinen Lebensmittelgeschäfte in der Vorkriegszeit von Sand in Taufers aus, das sind 24 Kilometer, mit dem Pferd einmal die Woche beliefert, nicht öfter. Irgendwann kamen die Leute und sagten ihr, sie hätten kein Geld mehr, sie könnten sich die Lebensmittel für ihre Kinder nicht mehr leisten. Die Frauen haben nächtelang geklöppelt, damit sie die Spitzen gegen Lebensmittel eintauschen konnten. Den Menschen wurde so ermöglicht, im Dorf zu bleiben. Die Zwischenkriegszeit war auch eine schwierige Zeit, wo man nicht immer einfach nur ins Geschäft gehen konnte und sich was holte. Das Geld war nicht da. Ich frage mich, warum soll man ein Handwerk sterben lassen, nur weil man fast kein Geld dafür kriegt? Es gibt noch so viele andere Werte, innere Werte, man hat ein Herz. Hundert Euro sind schnell weg, ein geliebtes Handwerk gibt einem mehr. Das ist mein Ziel.

Männer haben auch geklöppelt, meine ganzen Kusinen klöppelten, alle Männer mussten da ran, die ganze Familie.

Nach den zwei Weltkriegen war kein Geld mehr da, um Spitzen zu kaufen. Unsere Großtante rief ihre zehn besten Schüler zu sich in die Stube und sie klöppelten eine große Tischdecke für Papst Pius XII. Er war damals im Vatikan und sie hat die Spitze dorthin geschickt mit der Bitte, er möge das Klöppelhandwerk segnen. Die Segnung kam zurück. Es gibt eine große goldene Tafel, wo draufsteht, dass das Klöppelhandwerk unter dem päpstlichen Segen steht. Ein Grund mehr, um weiterzumachen.

Ich bin beständig.

Ich gehe.

Halt!

Geländer sind angebracht.

Erde liegt oft auf mir.

Helles Licht beleuchtet mich.

Eine Verbindung von oben nach unten.

Theresa Patzleiner



„ICH GEHE“

Frottage / Mischtechnik auf Stoff / 30x22 cm (2)
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich schustere, Gespräch mit Hintner Sepp

Schuster aus Welsberg



Mit viel Ausrüstung ist der Schuster auf die Störe gegangen; und der Schuster hat das ganze Werkzeug, das er braucht, selbst mitgenommen und das andere, was es noch gebraucht hat, hat der Bauer hergerichtet. Da habe ich immer ein paar Patschen mitgenommen, in der Labe hat man die Schuhe ausgezogen. Im Rucksack waren die Leisten. In der Stube war es etwas wärmer als draußen, da habe ich mich etwas ausgezogen und dann hergerichtet. So ist der Schuster auf die Störe gegangen.

Schurz und Stock für unterwegs war immer dabei.

Der Meister ist immer auf die Märkte gefahren, es hat aber kein Fahrzeug gegeben, kein Auto, nichts. Er hat bei der Goggile Moidl ein Rad gekauft, ein Dreiradler, der vorne eine Kiste drauf hatte und zwei Räder, hinten war ein Rad und da hat der Meister getreten. Mit dem sind wir auf die Märkte gefahren. Wir hatten so hoch aufgelegt, dass der Meister schauen musste, ob er noch die Straße sieht. Und schwer war das manchmal. Die weiteste Fahrt war bis Bruneck, der Meister hat getreten oder geschoben, ich bin daneben hergegangen. Und bei den Abfahrten, dem Bach entlang bei Olang, musste ich hinten zurückheben, ganz stark mit einem Seil, damit es nicht durchgeht in den Straßengraben. Auch bei der Brunecker Höhe, da musste ich schuften, manchmal bin ich mit meinen Schuhen ausgerutscht und hingefallen. Aber wir haben das Fahrzeug immer heil nach Bruneck gebracht. Und bei der Rückfahrt dann dasselbe. Da hat der Meister vorne ein Seil angehängt und ich musste ziehen und ziehen. Fast haben wir den Karren nicht raufgebracht: Das war eine Schinderei. Und so ist es gegangen bis Welsberg. Spät

nachts sind wir dann in Welsberg angekommen, todmüde. Zwei Jahre war ich beim Mittermair, dann habe ich gesehen, dass in Prags der Moser Schuster einen Lehrbub anstellt.

Ich bin an einem Montag in die Werkstatt – später sind wir auf die Störe gegangen. Am Abend hat sich herausgestellt, dass sie keine Schlafgelegenheit für mich haben. Die Werkstatt war im Keller, da war ein kleiner Bauernofen. Eine Decke drunter, eine Decke drüber, ein Polster und auf diesen harten Brettern musste ich dann schlafen. Das ging so den ganzen Winter. Im Frühjahr wurde dann im Dachboden eine Bettstatt aufgestellt. Da war eine Bettstatt, darüber die Dachziegel, ein Strohsack war dort. Das Bettzeug musste ich selbst mitbringen. Es gab kein Licht, eine steile Treppe war da. Die Dachziegel über mir konnte ich alle angreifen, und wenn ein Sturm oder Gewitter war, hat es manchmal Schnee hereingetrieben. So habe ich beim Meister in Prags zwei Jahre gelernt und ein Jahr bin ich dann dort noch Geselle geblieben.

Die Bezahlung war früher so, dass ein Lehrbub nichts verdient hat. Bis ich zwanzig Jahre alt war, habe ich nie eine Lira verdient. Erst als ich Geselle war, habe ich eine Kleinigkeit bekommen. Auch der Meister selbst, ich kann nicht sagen, wie viel er verdient hat, aber auch für die Meister war es nicht leicht, für die Handwerker ging es fast um das Überleben, dass sie die Familie erhalten konnten.

Einmal in diesen vier Jahren war ich auf Burg auf der Störe. Der Pächtersohn Ernst Oberhofer kann sich noch erinnern: „Ja, der Brugger-Schuster ist gekommen und da war so ein Bub dabei.“ Der Bub bin ich gewesen! Der

Burger Hof ist ein etwas kleinerer Hof, da ist man dann weniger oft hingegangen.

Auf der Stör waren wir schon um sieben in der Früh unterwegs. Da konnte ein Wetter sein, welches es wollte, im Winter waren manchmal Unmengen an Schnee. Als wir zum Gruber gingen, lag ziemlich viel Schnee. Der Meister ist vorausgegangen und zu der Zeit hat es niemanden gegeben, keinen Pflug, nichts, keinen Bagger, keine Straße wurde geräumt. Da war frischer Schnee, wir sind durch den Schnee gewatet, wir sind hinter dem Meister in der Spur gegangen. Als wir dann angekommen sind, hatte der Bauer schon alles vorbereitet gehabt. Ein Schusterbankl hatte der eine oder andere Bauer schon gehabt. Ansonsten wurde ein Brettbrett auf eine Bank und auf einen Stuhl gelegt und da ist das ganze Zeug draufgekommen. Immer wurde der Tisch vom Herrgottswinkel, wo die zwei Fenster sind, in eine andere Ecke gestellt, weil die Schuster mehr Licht gebraucht haben. Was heißt „Stör“? Der Tisch wurde weggestellt, also wurde diese Idylle gestört. Wenn die Schuster oder die anderen Handwerker gekommen sind, ist eine Störung gekommen. Die Kinder, die am Hof waren, waren schüchtern, die haben selten einen fremden Menschen gesehen. Bevor sie nicht in die Schule gehen mussten, sind die Kinder nie in das Dorf gekommen. Erstens, was sollten sie unten im Dorfe tun, zweitens, sie hatten nichts Gescheites anzuziehen und drittens, sie hatten keine Schuhe, weil diese waren damals narrisch teuer. Aber als wir angefangen haben zu arbeiten, als die Bäuerin mit der Brotzeit um neun Uhr gekommen ist, da sind die Kinder auch mitgekommen. Sie haben sich beim Kittel der Mutter festgehalten und von hinten zugeschaut, was die fremden Männer da arbeiten. Nicht alle, aber auch beim Gruber oben haben die Büblein, welche nicht stubenrein waren, ein Kittelchen getragen. Den Kittel hatte man, damit man nicht in die Hosen machen konnte. Da ist einfach alles durchgefallen. Dann ist die Mutter mit dem

Besen gekommen und hat zusammengekehrt. Das war viel weniger Arbeit als eine Hose waschen. Zur Mittagszeit hatte man höchstens eine Stunde Pause, dann hat man wieder weitergearbeitet. Und nach dem Abendessen sind alle, auch die Knechte, in die Stube gekommen. Jeder Angestellte hatte sein eigenes Platzl, der eine ist da gesessen, der andere dort. Gewöhnlich haben sie Pfeife geraucht, Tabak war oft Heuschrot. Nach dem Essen ist immer der Rosenkranz gebetet worden, alle sind niedergekniet und haben gemeinsam gebetet. Das ging ja noch, der Rosenkranz, man wusste, der hört irgendwann auf. Doch dann wurde noch für die Base, Herr gib ihr die ewige Ruhe, und wieder ein Vaterunser für den Vetter angestimmt und so ist fast wieder ein Rosenkranz gebetet worden. Ab und zu ist passiert, dass wir ein Geräusch gehört haben, da hatte es jemand verschlafen und ist umgefallen, weil er es vor lauter Müdigkeit nicht mehr geschafft hat.

Dazumal hat es am meisten einen Werktagsschuh gebraucht, auch auf die Stör zu gehen und eventuell noch einen Sonntagsschuh. Selten einen Halbschuh. Mehr als zwei Paar Schuhe hat man sich nicht leisten können. Kinder hatten keine Schuhe. Und als ich fast ausgelernt hatte, ist der Meister von einem Markt mit einer großen Sensation gekommen, er hatte Gummisohlen gebracht. „Jetzt gibt es auch für die Schuhe Gummi!“ Vorher ist vorne und auf dem Absatz alles noch genagelt worden. Aber für die Gummi wussten wir nicht, wie tun, es hat noch keinen Kleber gegeben. Da haben wir den Gummi draufgeschraubt.

Früher hat man die Sohlen mit Holz genagelt. Man hat Holznägel verwendet. Mit solchen Holznägeln wurden die Sohlen draufgenagelt. So einen Holznagel hineinzuschlagen war sehr schwierig. Man musste sie mit einem Schlag hineinschlagen, dann sind sie nicht gebrochen. Und speziell bei den Frauenschuhen hat man vorne und hinten Blecher draufgemacht, damit der Schuh etwas geschützt ist.

Ich stütze jede Person,
die sich an mich lehnt.
Ich trage jeden Tag eine große Last über mir.
Ich wünsche,
dass ich noch lange diesen Ballast tragen kann.
Außen ist mir kalt,
innen ist mir warm,
in mir drinnen steckt ein altes,
zerbröckeltes Herz.

Stefan Agostini, Moritz Ladstätter



„ICH STÜTZE“

Frottage / Mischtechnik auf Papier / 100x70cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich schmiede, Gespräch mit Siegfried Mair

Huf- und Wagenschmied aus Mitterolang



Der Huf- und Wagenschmied ging nicht auf die Stör. Der Bauer kam mit seinem Ross zum Huf- und Wagenschmied ins Dorf. Der Schmied brauchte ein ordentliches Feuer. Es ist nicht so, dass der Bauer das selber konnte. Der Schmied war auf Feuer angewiesen und auf gewisse Maschinen. Die Schmieden waren früher fast alle bei einem Bach, weil sie nur die einzige Kraft, die Wasserkraft zur Verfügung hatten, bevor der Strom kam. Das Feuer braucht ein Gebläse

und die Hammer mit dem Rüttelrad brauchen Strom, ich habe da noch einen Hammer. Diese Hammermaschine ist wahrscheinlich zwischen den zwei Weltkriegen produziert worden, hergestellt wurde sie in Welsberg, dort gab es einen Schmied und einen Maschinenschlosser, da waren zwei Werkstätten.

Bei den Rössern musste man im Winter früher ganz schneidige Eisen verwenden, denn sie mussten bergauf. Das Hufeisen besitzt Stoll und Griff, das Winterisen hatte einen scharfkantigen Griff. Bergab mussten die Pferde langsam gehen und die Last tragen, heben und zurückhalten. Eigentlich müsste man die Ross jedes Mal „schoaten“, die Hufe zurückschneiden. Wenn aber der Griff stumpf wurde, hat man das Hufeisen runtergenommen, ihn wieder zuge-spitzt und das Eisen in denselben Löchern des Hufes wieder aufgenagelt. Das Eisen selber wird auf dem Huf, nach dem „Schoaten“, aufgebrannt. So wird es gut angepasst. Das Pferd wird in der Werkstatt an der Wand angeleint, manchmal auch vor der Werkstatt. Die Werkstatt hat einen Erdboden. Auf Betonboden wäre es im Winter nicht möglich gewesen, die Hufe zu beschlagen, da wäre der Griff schon bevor das Ross auf die Straße kam, abgenutzt gewesen.

Das Schneiden der Hufe ist eine recht anstrengende Arbeit. Manche sind stur. Bis ein Ross fertig beschlagen war, dauerte schon einige Stunden: schneiden, Eisen richten, aufnageln. Man verwendete auch nicht immer neue Eisen, wenn sie noch gut waren, überhaupt als man dann elektrisch schweißen konnte. Da schweißte man einfach die Stollen auf das Hufeisen an. In vielen Orten hatte man lange Zeit nur ganz schlechten Strom, dann ging das Schweißen sowieso nicht, beim Schweißen muss die Spannung passen. Zu Beginn hatte man keinen elektrischen Schweißapparat. Die Bauern wollten keine neuen Eisen, außer es musste sein.

Die Arbeit war schon ganz weitläufig, vor allem gehörten Flickereien zu seiner Arbeit. Er hieß ja auch Huf- und Wagenschmied, manche Schmiede hatten in ihrem Gebiet mehr Rösser zu beschlagen, auch bei mir gab es kaum einen Tag, wo kein Ross kam; und die Leiterwagen, wie sie früher waren, da hatte schon der Rader (Roda) viel Arbeit (an die Schmiede ist die Werkstatt eine Raders angebaut) und der Schmied auch wieder, bis die Räder beschlagen waren, dass die Reifen gut aufgezo-gen werden konnten. Man hat das Rad eingespannt, auf kleinen Holzstöcken drauf [...] und bei schweren Reifen wäre es recht gewesen, wenn drei Leute geholfen hätten statt zwei. Es war eine etwas heikle Arbeit, die richtige Größe war wichtig. Die hat man mit einer Scheibe gemessen [...] Es brauchte ein gutes Schmiedefeu-er, im Sägemehl in der Hitze wurde so lange das Rad gedreht, bis der Reifen, der sich ausdehnte, passte.

Außerdem waren sehr viele Flickereien zu erledigen: Oft musste der Rader die Achsengatter wieder zusammenstücken und dann waren sie wieder zu binden. Die Reifen

waren bei den Rädern der alten Wägen auch immer wieder neu aufzuziehen. Die Ketten, die es im Winter beim Fuhrwerken brauchte, sind um Marendezeit zum Flicker zum Schmied gebracht worden, damit sie gleich wieder einsatzbereit waren. Haken, Zapinspitzen und Pickel habe ich auch selber gemacht, die braucht es auch heute noch, etwas weniger, aber ich stelle sie noch her.

Ab und zu hat man sich schon ein Loch aus dem Lederschurz rausgebrannt, heutzutage sind sie zu klein. Er war breiter und lang, das ist fein, weil beim Rossbeschlagen musste man immer niederknien und der Schurz schützte dabei die Knie, auch vor Nässe. Der Schauspieler hatte bei den Dreharbeiten von „Radegund“ in meiner Schmiede wirklich einen alten, geflickten Lederschurz. Den hatte er aus Berlin. Sie sind damit sehr sorgsam umgegangen, der war echt und alt.

Schmied ist nicht der schlechteste Beruf, vielleicht ein schmutziger Beruf, aber nicht schlecht. Vielleicht hatte es da ein Schuster oder Schneider schon schlechter getroffen. Auf den Schmied waren die Leute einfach angewiesen. Die Pflüge waren aufzurichten, die Kuhketten waren zu flicken; und früher gab es in der Schmiede auch einen großen Schleifstein. Die Beile, Futterschneidmesser, alles, wurden zum Schleifen gebracht. Heute gibt es Motorsägen. Zuber und Krautfässer wurden repariert, wenn sie gerostet waren, viele machen heute ja kein Kraut mehr. In Niederolang gab es einen Pinter.

Das war wie bei den Bauern, einer war für den Beruf vorgesehen. Ich war eigentlich nicht der Älteste in der Familie, aber mein Bruder hatte einen Herzfehler und deshalb war ich von Anfang an dafür vorgesehen. Ich bin nie gefragt worden. Man kommt mit der Zeit in die Arbeit rein und ich bin jetzt 66 Jahre Schmied. Früher waren die Schmiede dafür bekannt, dass sie

ordentlich getrunken haben. Mit der Hitze war das verständlich. Da gab es dann auch herbe Sprüche. Früher, auch mein Vater, hat man jedes alte Eisen wiederverwendet. Im Verhältnis zu heute war Eisen früher sehr teuer, vielleicht auch wegen des Transportes usw. Da galt der Spruch: Altes Eisen und schwarzes Pech bezahlt dem Schmied gar manche Zech. Damals hat man scheinbar Pech geschwärzt. Das muss tatsächlich gewesen sein, denn von Geiselsberg hat mal einer ein kleines Gitter gebracht und als ich es erhitzt habe, hat man das Pech gerochen.

Vor dem Krieg gingen viel Leute bankrott, da sie Schulden hatten. Viele Handwerker hatten in den 30ern keine Arbeit. Mein Vater hat auch erzählt, dass sie manchmal zum Nachbarn mussten, Geld zu leihen, um die Steuern bezahlen zu können. Es waren wirklich harte Zeiten und die Kriegszeiten waren auch schlimm, man musste als Kind arbeiten. Ich bin Jahrgang 1934. Als ich zur Schule ging, war der Unterricht in deutscher Sprache, allerdings hatten wir bloß zwei Stunden Unterricht am Tag. Meine älteren Geschwister besuchten alle noch die italienische Schule. Wir waren sieben Geschwister, ich war mitten drinnen. Als Kind musste man bei den Bauern helfen, ich musste während des ersten Schuljahres mit dem Großvater vom Nachbarhof die Kühe hüten, er war zu langsam und kam den Kühen nicht mehr hinterher. Es war immer um 5 Uhr aufzustehen, das war schon anstrengend. Da musste ich auch schlafen, hüten, Heu ausbreiten, im Stall helfen.

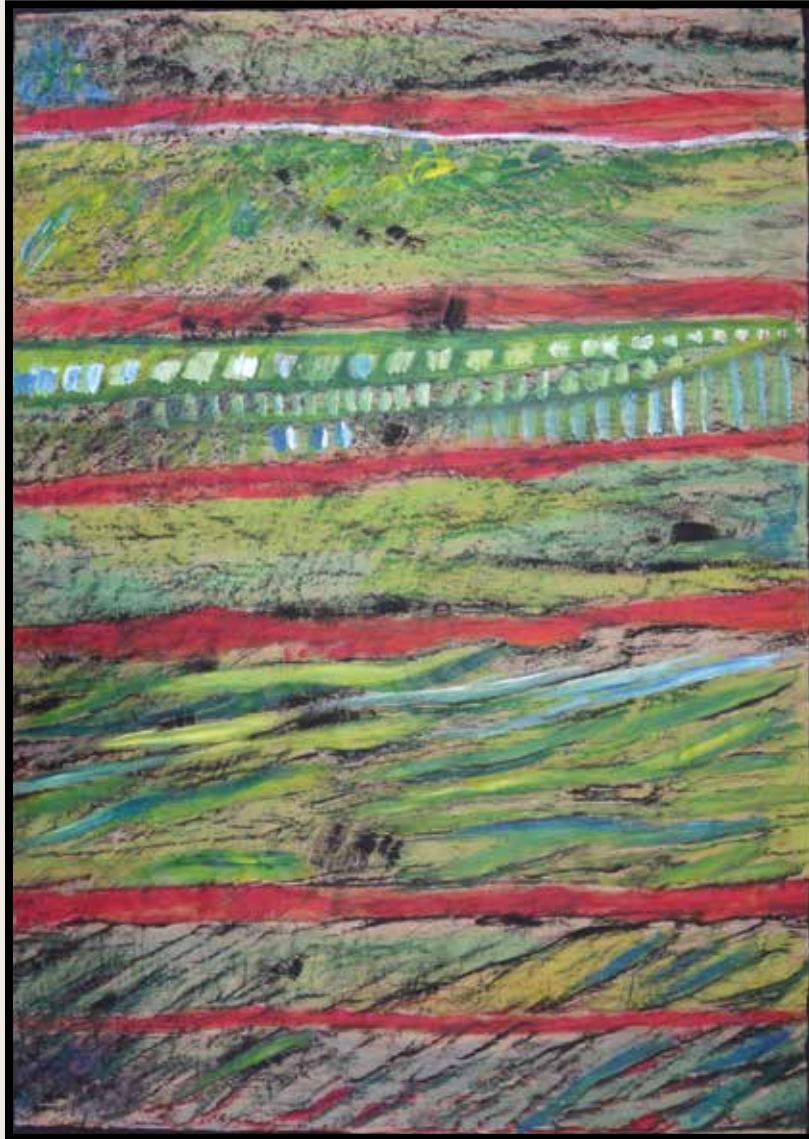
Ich kann mich noch erinnern, als ich in St. Lorenzen zur Schule ging, da haben die Bauern mit ihren Rössern die Erdäpfel hingefahren und die Berta Schweitzer war da noch ein junges Mädchen mit einem langen Zopf. Sie ist mit dem Lastwagen gefahren. Wir waren alle recht baff, „a Gitsche mitn Lostauto und de hot schun ausgeleg a“. Wir waren so überrascht, dass es das gibt.

Ein einfaches Holz, so schwer und matt, was kann das schon?
Wärme und Schutz möchte ich euch geben,
Fröhlichkeit kann ich ausleben.
Erinnerungen, wie Vöglein fröhlich miteinander auf der Wiese singen.
Eine fröhliche Zeit will ich mit dir verbringen.

Gestalten kann man mich, mit viel Phantasie:
schneiden, sägen, feilen; sogar bemalen.
Grün wie die Wiese, blau wie der Himmel,
rot wie die Schmetterlinge im Sommerwind.

Striche und Kästchen, so bunt und schön, verzieren mich.
Ich freue mich so sehr auf dich.

Mara Schwingshackl



„ICH TRENNE“

Frottage / Mischtechnik auf Papier / 100x70cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich schneidere, Gespräch mit Hermann Ladstätter

Maßschneider aus Welsberg



Ich bin in Ried geboren, auf einem Bauernhof, als siebtes Kind. Und interessant war, früher kamen gewisse Handwerker auf Stör vorbei. So kam auch bei uns alle Jahr der Schneider, um viel Zeug zu machen, für die Dirn, für den Knecht. Deshalb kam der Schneider auf den Bauernhof in die Stube und hat dort eine Woche lang gearbeitet. Andere Berufe kamen auch vorbei, der Schuster meistens jedes Jahr; und ich kann mich auch auf den Tapezierer und Weber

erinnern, die zu uns gekommen sind. Das interessierte mich als Bub, dass da Leute zu uns gekommen sind, um zu arbeiten, und da habe ich immer zugeschaut.

Ich hatte das Glück, dass mein Meister mich schon nach einem Jahr Lehre mitgenommen hat auf die Stör. Es war interessant. Wir sind hoch zu den Taistner Bauernhöfen, wo ich fast überall war. Wir sind den ganzen Weg zu Fuß und die Nähmaschine – denn die meisten Bauern hatten keine zu treten, höchstens zu treiben – hat der Bauer mit dem Fuhrwerk geholt. Und das andere Werkzeug trugen wir auf dem Buckel mit. Mein Meister hatte den Stolz auch auf der Stör um 6 Uhr mit dem Arbeiten anzufangen, in der Werkstatt haben wir auch immer um 6 Uhr begonnen. Das war bei ihm so Sitte, auch wenn er manchmal auf einem Bauernhof einen wecken musste, weil sie dort noch nicht auf waren.

Einmal waren wir bei einem Bauern, der hat ziemlich viel getrunken, der hat öfter herumgeschrien und gemault. Die Maschine hat dann mal ziemlich Lärm gemacht und dann hat er rumgemault und dann hat der Meister gesagt: „Brauchscho koan Ongst zi hom, der tut do nicht.“

Einmal kam ein „Abbrenndler“ mit einem Zettel und er hat geschrien, dass seinerzeit das Haus abgebrannt ist. Dann hat ihm der Bauer zwei Fünzfziger gegeben und als er weg war, hat er gesagt: „Der werds et vostondn hobn, i hon ihn fufzig Lire firs Auagion und fufzig Lire fis Ongnion gebn.“ Nett war dann die Begebenheit in der Werkstatt herunter, da sagte er einmal: „Bui, kimm ausa!“ Dann nahm er seinen Geldbeutel und da fielen ihm alles Fünzfziger zu Boden. Ich habe mich schnell gebückt, alles zusammengeklaut und wollte ihm das Geld in die Hand geben. Da hat er gemeint: „Na, na, des isch fi di, Bui, des isch fi di!“ Da waren genau sechs Fünzfzig-Lire-Münzen, denn sechs Tage waren wir oben bei ihm auf Stör. Da wird er wohl auch kalkuliert haben, fünfzig Lire für einen Tag.

Auf der Stör hatten wir immer recht einfache Unterkünfte, einmal habe ich sogar in einer Brotkammer geschlafen. Bei den Bauern hatten sie früher Brotkammern mit Rahmen, wo die Breatlan drinnen waren, über mir waren die Breatlan und darunter habe ich geschlafen. Manchmal war es auch aus hygienischen Gründen nicht ganz angenehm, wo wir übernachtet haben, da konnte ich nicht viel schlafen, weil es überall gejackt hat. In den alten Holzkammern war es den Bauern auch nicht zu verübeln.

Einmal sind wir mitten im Winter zu den Höfen bei der Goste, mit dem Rad. Und gleich hier beim ersten Klapp bin ich schon das erste Mal gefallen, weil das habe ich nicht gekannt, im Winter Fahrrad fahren; aber der Meister ist nie hingefallen, das war ein ganz zäher Bursche. Früher waren die Straßen nicht so wie heute, früher gab es nur Schneestraßen. So war die Stör.

Alle drei Jahre habe ich keine Lire erhalten vom Chef, als Lehrling hat man nichts verdient. Und ins Gasthaus ging man auch nicht. Ich kann mich erinnern, an meinem letzten Tag hat der Chef gesagt, er lädt mich auf ein Glas Wein ins Gasthaus ein, weil jetzt bin ich ausgelernt, jetzt darf ich auch ins Gasthaus gehen. Das waren noch Auffassungen, da war noch die Zeit so. Aber ich hatte doch immer ein Taschengeld, so dass einmal sogar ein Geselle sich bei mir Geld leihen musste, weil er am Ende der Woche nicht mehr genug Geld gehabt hatte, sich ein Päckchen Zigaretten kaufen zu können. Ein interessanter Brauch war, dass der Schneiderlehrling die Stoffreste, die am Boden herumlagen und übrig waren, verkaufen durfte. Früher war der Huderhändler unterwegs, er ging zu den Bauern und in die Schneidereien und kaufte die Stoffreste. Dafür bekam man ein paar Lire und ab und zu wurde man in die Häuser geschickt, etwas abzuliefern; und dann gab es dafür wieder eine Kleinigkeit. Das war mein ganzes Einkommen während der Lehrzeit. Das hat man zu schätzen gewusst.

1950 habe ich mit dem Lernen angefangen, da gab es noch keine Berufsschule. Die kam dann 1951, dann besuchte ich sie gleich. Sie steckte da auch noch in den Kinderschuhen und sie fand nur halbtägig statt. Man lernte nur die beruflichen Fächer, den kaufmännischen Teil, von der Schreibung oder vom Rechnen lernte man nicht. Wir hatten so ein großes Glück in Welsberg, da war ein Schuldirektor, dem bin ich heute noch dankbar, er hat für uns Handwerkslehrlinge Abendkurse abgehalten, weil er wusste, dass wir diesen Teil in der Berufsschule nicht lernten. Das war freiwillig und es fingen auch viele an, aber wir wurden mit der Zeit immer weniger, denn Pflicht waren die Kurse nicht.

Ich bin dann von Welsberg weg nach Bruneck zu einem Spitzenschneider, ich hatte Glück. Er war von Deutsch-

land zurückgewandert und einer machte mich auf ihn aufmerksam, der meinte, bei diesem Schneider würde ich den Beruf gut lernen. Dann bin ich mit gemischten Gefühlen hinuntergefahren, ich war ein schüchternes Bübchen, fast habe ich mich nicht getraut, die Leute anzuschauen, so schüchtern war ich; das ist so, wenn man auf einem Berghof aufwächst, streng erzogen. Der Brunecker Meister meinte, er habe erst wieder neu angefangen, er war früher schon in Bruneck, und wenn er hier wieder etwas bekannter sei, würde er mich schon anstellen, aber eines sagte er gleich: Ich müsste in Kauf nehmen, wenn ich bei ihm arbeiten will, dass ich von vorne anfangen müsste zu lernen, weil, wenn ich bei einem Dorfschneider gelernt hatte, heißt das, dass ich nicht schneidern kann. Das war hart. Ich war vier Jahre bei ihm und lernte meinte Arbeit super. Dann bin ich nach München hinaus, vorübergehend in eine Schneiderei, dann bekam ich einen Platz in der Meisterschule. Damals war das selten, denn in Südtirol gab es keine Meisterprüfung.

Wir haben als Gesellen in Bruneck 400 Lire am Tag verdient und da hat der Meister gesagt, ob ich schon weiß, dass ich der bestbezahlte Gesell bin. Früher gab es in Bruneck mehrere Schneidereien, auch italienische.

Wenn es in der Schneiderei läutete, dann musste man als Gesell hinausgehen, zu fragen, wer ist; dann musste man dem Meister melden, wer gekommen ist; dann hat er sich das Sakko angezogen, den Hut aufgesetzt, Krawatte hatte er sowieso an, und so ist er hinaus zum Kunden, im Anzug. Das war früher richtige Maßschneiderei. Heute geht man nur mehr in Freizeitbekleidung herum.

Ich verberge kleine Schätze in mir.
Rein tun. Und immer wieder raustun.
Ich bin so alt und schön
wie die Wolken am Himmel.

In mir lebt eine Welt voller Phantasie.
Geschichte und Magie verstecken sich in mir.
Ich wecke deine Neugier.
Ich verberge.

Die Besucher betrachten mich voller Staunen.
Die Muster in der Mitte sind
schönstes Ornament. Die Verzierungen
stechen machtvoll heraus.

Ich will noch lange wirken
an diesem wunderbaren Ort.
Lass dich verzaubern von meiner Pracht.
Die Zukunft des Lebens
verberge ich in mir.



„ICH VERBERGE“

Frottage / Mischtechnik auf Jute / 95x70cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich forsche, Gespräch mit DI Dr. Michael Grabner

Universität für Bodenkultur Wien, Institut für Holztechnologie und Nachwachsende Rohstoffe



Die ‚Holz-Projekttag‘ an der Mittelschule Welsberg

*Michael Grabner,
Universität für Bodenkultur Wien, Institut
für Holztechnologie und Nachwachsende
Rohstoffe, michael.grabner@boku.ac.at*

*Am 23. und 24. Februar 2017 waren wir
am Holzweg... Doch anders als im Sprich-
wort waren wir nicht am falschen Weg!*

Am ersten Vormittag wurde ich von den Schülern in das Projekt ‚Burger Hof‘ eingeführt. Voller Begeisterung wurde mir mitgeteilt, was die Schülerinnen und Schüler bereits erarbeitet haben. Eine ganz tolle historische Aufarbeitung. Gleichzeitig war aber zu spüren, dass da echte Begeisterung für dieses Projekt vorhanden ist.

Wir haben uns dann Gedanken gemacht, welche Bäume in der Umgebung wachsen und welche Holzarten somit zur Verfügung stehen. Ein paar Beispiele zeigten, dass die Auswahl der Holzart früher mit großer Achtsamkeit getroffen wurde. Es musste für jede Anwendung die richtige Holzart sein – Fichte und Lärche für den Hausbau, Ahorn für Tisch und Geschirr, und z.B. Spulen für das Spinnrad, etc. Danach ging es daran die unterschiedlichen Holzarten im Mikroskop zu erkennen – zumindest mal anzusehen.

Doch damit nicht genug. Die Schülerinnen und Schüler wollten dann auch noch wissen, wie alt Holzobjekte denn sein können und wie man das bestimmen kann. Die Dendrochronologie (Datierung mit Jahrringbreiten) hat

gezeigt, dass Holzhäuser in unserer Umgebung mehrere Hundert Jahre alt sein können.

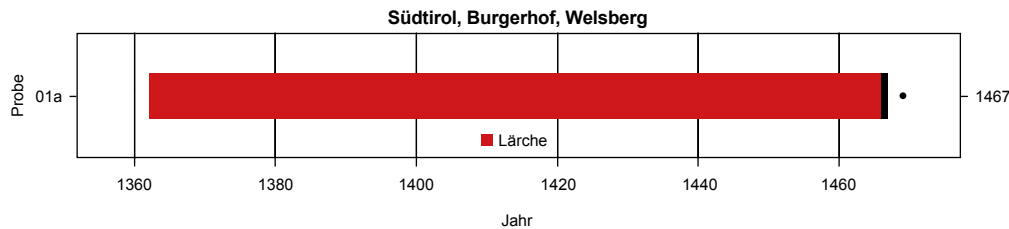
Zum Schluss haben wir uns noch überlegt, wie man das Holz denn bearbeitet hat. Beim Bauholz war es das Breitbeil, mit dem man die Flächen bearbeitet hat.

Am nächsten Tag ging es rauf zum Burger Hof! Da konnten wir bestätigen, was wir am Tag zuvor diskutiert hatten. Wir haben die Bearbeitungsspuren, die das Breitbeil hinterlässt, an den Wandbalken erkennen können. Wir fanden eine Spule eines Spinnrades, wo wir die Holzart Ahorn bestimmen konnten. An Hand eines Bohrkernes aus dem Blockbau konnten wir sehen, dass Lärchenholz hierfür verwendet wurde. Dieser Bohrkern wurde von uns dann im Labor gemessen und datiert. Das Ergebnis ist leider nicht ganz eindeutig – aber es gibt einen Hinweis, dass der Baum aus dem dieser Balken gehauen wurde, 1469 gefällt wurde. Der Baum ist 103 Jahre alt. Dieser Hinweis zeigt jedoch, dass eine umfangreichere bauhistorische Bearbeitung und somit auch dendrochronologische Datierung für den Burger Hof sehr lohnend wäre.

Ein Höhepunkt für die Schülerinnen und Schüler war dann die Bohrkernentnahme bei einem Fichtenbaum. Hier konnten wir sehen wie viele Jahrringe vorhanden sind und somit, wie alt der Baum ist.

Es hat mir großen Spaß gemacht mit den Schüler/innen an diesem spannenden Projekt zu arbeiten. Ich hoffe, wir konnten viele überzeugen, dass der Holzweg der richtige Weg ist!

Name: Südtirol, Burger Hof, Welsberg									
Code: Zae									
Kontaktperson:									
Nr.	Holzart	letztes Jahr	WK	JR	datiert mit	Glk	TvBP	TvH	Bezeichnung
01a	Lärche	1467	ja	106	AlpLD	63	5,2	4,9	



Grafik: Dendrochronologische Altersbestimmung – Südtirol, Burger Hof, Welsberg

WK Waldkante = zuletzt zugewachsener Jahring
 unter der Rinde; gibt das Jahr der Fällung an
 ja WK auf der Probe gemessen
 nein WK auf Probe vorhanden, aber nicht gemessen
 keine WK auf Probe nicht vorhanden
 ? WK nicht eindeutig feststellbar
 datiert mit Referenzchronologien oder intern
 (= Datierung mittels einer anderen Probe)

Statistische Beschreibung der Ergebnisse:
 Glk Gleichläufigkeit = Ähnlichkeitsmaß der Kurven
 TvBP und TvH modifizierte t-Werte = statistischer
 Test, ob die Serien zueinander passen



Entnahme eines Bohrkerns

Diese Figur hat viele Jahrzehnte hinter sich.

Mehrere Farben schillern in ihr:

rot, blau, orange, gelb, grün, violett –

und weiß und schwarz, und braun.

Sie verzaubert durch ihre Formen: Schwünge, Kreise, Linien.

Sie ist von Menschenhand gemacht.

„Ich verzaubere“, sagt sie.



„ICH VERZAUBERE“

Frottage / Mischtechnik auf Jute / 55x35cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich webe, Gespräch mit Hermann Kühebacher

Weber aus Niederdorf



Das Handwerk des Webers ist uralte, schon von der Steinzeit an wird gewebt. Den Webstuhl gibt es eigentlich in allen Kulturen. Das Weben ist verwandt mit dem Flechten. Beim Weben hat man zwei verschiedene Fadensysteme, die Kette und den Schuss, im Dialekt sagt man: do Zettl und do Introq. Bei einem Teppich brauche ich relativ wenige Kettfäden, der wird grob gewebt. Jeder einzelne Faden wird durch einen Schaft eingefädelt, dann werden die Kettfäden durch das Blatt, also den Kampl eingefädelt. Bei den Teppichen mach ich die einfachste Bindung, Bindung heißt Muster. Das ist die Leinwandbindung. Jeder zweite Kettfaden wird mit Hilfe eines Pedales hochgehoben. Der Höhenabstand zwischen den Kettfäden, wo der Stoff hindurchgezogen wird oder mit dem Schiffchen hindurchflitzt, heißt Fach. Zu Streifen geschnittene Stoffe werden auf das Schiffchen, im Fall der Fleckenteppiche auf den „Schlitz“ gewickelt und dann durch das Fach hindurchgezogen. Der Teppich soll schön ausliegen auf dem Boden, deshalb muss genau gearbeitet werden; und beim Weben muss auf die Kanten geachtet werden. Früher wurden mehr Fleckenteppiche hergestellt. Das Prinzip des Webens ist immer dasselbe. Wenn ich es einmal verstanden habe, dann kann ich auch feines Material herstellen. Der Weber ging früher auch auf Stör, da hatte er einen Webrahmen mit.

Zu Zeiten der Großeltern wurde noch mit dem Webstuhl gewebt, heutzutage werden in anderen Ländern – z.B. in Vietnam, in Bangladesch – von Frauen und Kindern Stoffe in großen Mengen billig produziert. Noch vor hundert Jahren wurde jedes Tuch auf einem Handwebstuhl hergestellt.

Für Handarbeit braucht es Zeit. Maschinelle Betriebe wie die Weberei Moessmer in Bruneck, die eine verhältnismäßig kleine Fabrik ist, produziert in kurzer Zeit große Mengen an Stoff. Wenn ich den ganzen Tag über webe und vier oder fünf Meter Tuch herstelle, dann werden in der Moessmer in derselben Zeit sechshundert Meter Tuch produziert.

Schafwolle ist bei uns hier die wichtigste Faser. Über Jahrhunderte wurden die Schafe so gezüchtet, dass sie geschoren werden konnten und nicht mehr Sommer und Winter das Fell wechselten. Früher hat man auch darauf geachtet, wie das Wetter war. Bei Regenwetter hat man die Schafe gebadet, in einen Zuber gesteckt, gebürstet und dann vom Regen abregnen lassen. Als sie getrocknet waren, wurden sie geschoren. Die Flocken wurden gekrempelt. Mit dem Krempeln oder Kargen werden die Fasern der Schurwolle in eine Richtung gebracht. Danach werden sie versponnen. Der Scherer beginnt beim Scheren vorne beim Bauch, vom Nabel aufwärts schneidet er einen schönen Mantel aus, die Beine und der Kopf werden ausgespart. Die minderwertige Wolle der Beine wird nicht fürs Weben verwendet. Die gewaschene Wolle wird gekammelt (gekämmt), man spürt sofort, dass sogar die rohe Schafwolle wärmt. Die Industrie wäscht die Wolle sehr heiß, dabei wird das Wollfett, das Lanolin, das die Natur dem Schaf zum Schutz gibt, rausgewaschen. Anschließend wird sie wieder mit Paraffin behandelt. Meine Wolle wird nur kalt gewaschen und das Lanolin bleibt drinnen. Es macht die Wolle sehr kostbar. Der nächste Arbeitsgang ist die Grobverspinnung, es wird einfach nur ein grober „Faden“ rausgedreht. Das machten früher die Frauen im Winter mit dem Spinnrad, sie haben die Wolle mit Hilfe der Spucke zusammengedreht. Wie aufwendig es ist, einen Faden zu erhalten! Das Endprodukt des

Spinnrades nennen wir Weber einen Draht. Aus dem Draht wird ein Zwirn gemacht, da kommen zwei oder drei Dräh- te zusammen zu einem Zweier- oder Dreierzwirn, und den können wir verweben oder verstricken. Vom Steinschaf oder Tiroler Bergschaf kommt unsere Wolle, die etwas kratzig ist. Ich arbeite auch mit Seide. Meine Seide ist pflanzlich ge- färbt, mit Brennnessel, Indigo, Blauholz, Birkenblättern... Die Färbung funktioniert so: Von der Spinnerei lass ich mir große Strähnen machen und die Färberin in Meran färbt die dann mit den Pflanzen. Im Material macht diese Art der Färbung eine tolle Struktur. Die Seide ist ein teures und edles Material, es kratzt nicht, vom Aufbau ist sie gleich wie unsere Haut. Eine Wolle kann kratzen, weil sie aus Eiweißen besteht, auch weiche Wolle oder Alpakahaare kratzen leicht. Wichtig sind auch die Ziegen.

Von den pflanzlichen Fasern ist bei mir das Leinen wichtig. Jeder Bauer baute früher Leinen an, von der Pflanze wurde alles verwendet, sie blüht blau, von den Samen stellte man das Leinöl her oder verwendete sie zum Brot backen. Die Fasern in den Stengeln sind sehr wichtig. Hanf und Leinen waren früher wichtig, der Hanf vor allem für die Herstellung von Seilen, ich nehme ihn für die Herstellung von Teppichen her. Aus Leinen machte man die „Rupfan Hemmato“. „S Harbane“ war das noble Tuch, da sieht man noch gut die Struktur und es war nicht so rau. Wenn man es bleichte, hat man die Feiertagshemden draus gemacht, im Gegensatz zum Rupfan. Das war viel gröber, man machte draus die Planen (Plochn) und Strohsäcke, auf denen man schlief. Ich stelle Badetücher her. Leinen trocknet schnell auf. Bei den teuren Weingläsern nimmt man Leinentücher zum Trocknen. Leinen braucht einen guten Boden. Arme Leute, die wenige Felder hatten oder schlechte Böden wie über den Cadore hinunter in der Provinz Belluno, wo das Tal eng ist, hat man Brennnesseln zu Fäden verarbeitet. Die wachsen überall.

Ich spiele ein Instrument, das auch sehr sehr alt ist. Es kommt eigentlich nicht aus Schottland, es wurde überall ge- spielt. Der Dudelsack war das Instrument der armen, ganz einfachen Leute. Sogar bei den Krippenfiguren sieht man das Mannl mit dem Dudelsack, damit symbolisierte man, dass Christus nicht zu den Reichen oder Studierten, zu den Lehrern oder Gastwirten, sondern zu den einfachen Leuten zuerst gekommen ist; der Dudelsack ist eine Metapher, ein Zeichen dafür. Er ist dann wieder verschwunden, weil er laut und nicht nur im Ohr angenehm ist. Man hat eine Geis geschlachtet und hat dort, wo der Kopf und die Beine waren, die Holzteile wie das Spielrohr eingesetzt. Das war bis vor zweihundert Jahren die Musik der armen Leute. Die musste laut sein, da hat es noch keine Verstärker gegeben. In einer Gaststube musste es beim Tanzen laut sein, eine Zither hätte man da nicht gehört. Die Volksmusik ist nichts Stabiles, sie muss sich verändern. Genauso wie irgendwann der Dudelsack verschwunden ist und die Geigen wichtig wurden und dann die Ziehorgel kam.

Es gab zu meiner Zeit keine Schule mehr dazu. Heute gibt es die Berufsschule dazu, aber da lernt man, wie man halt mit dem Computer webt, nicht mit dem Handwebstuhl. 1992 habe ich schon gewebt, 2002 habe ich noch den kleineren Webstuhl dazugekauft. Begonnen habe ich in Innichen, ich bin Innichner, dann bin ich nach Welsberg und seit zwei Jahren bin ich in Niederdorf. Hier bin ich zufrieden, denn ich habe ein Schaufenster und einen Platz, wo ich gesehen werde. Früher habe ich mit einem Schneider zusammengearbeitet, aber dem Schneider geht es wie allen Kleinhandwerkern. Je kleiner ein Handwerksbetrieb ist, desto schwieriger wird es vom Steuerlichen her. Die Schnei- der haben alle zugesperrt. Es ist noch nicht so lange her, dass es in jedem Dorfe einen Schneider gab. Jetzt verkaufe ich keine Tuche als Meterware mehr, es gibt ja keinen Schneider, der daraus etwas nähen würde. Ich stelle Waren her, die ein Privater kaufen kann; Schals, Schafwolldecken, Badetücher, Saunatücher, Schultertücher, Teppiche, fertige Produkte.

Schon immer gibt es die Pendeluhr in der Stube.
Sie ist mit vielen Mustern geschmückt.
Sie ist elegant und alt.
Einst gab sie den Bauern und den Knechten und Mägden ein Zeitgefühl.
Wenn sie Zwölf schlägt, hält die Arbeit kurz inne.
Ihr leises Ticken füllt den Raum, prägt die Zeit.
Viele Stunden saß der Bauer in der Stube und hörte ihre Melodie.
Wie schnell die Zeit vergeht!
Wenn man hinhört, kann man die leisen Wörter verstehen.
Das Pendel baumelt rhythmisch durch die Zeit, es ist das Baumeln der Ewigkeit.
Die Zahnräder im Inneren der Uhr erzählen lange Geschichten
von Feen, von Elfen und Hexen, von Frieden und Hunger und Krieg.
Alle Geschichten, die je auf Burg passierten,
sind hier aufbewahrt, sind nicht vergessen.
Mit viel Stolz schnitzte der Bauer dieses Kunstwerk.
Es ist aus prächtigem Holz.



„ICH VERRINNE“

Frottage / Mischtechnik auf Jute / 55x35cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich kehre, Gespräch mit Hermann Mair

Kaminkehrer aus Toblach



Ich habe 1950 angefangen, da war das Kaminkehren eine Bettelarbeit. Da sind wir in die Häuser rein und haben gefragt, ob sie den Kaminkehrer brauchen. Wenn sie ihn gebraucht haben, ist es gut gegangen, sonst hat es geheißen. „Na, s nächste Mo!“ Und dann ist man wieder gegangen.

Ich kann mich erinnern, als ich angefangen habe, gab es noch einzelne offene Herde: da war einer ungefähr so groß wie ein Tisch,

1,30 m mal 1,30 m. Dann kam der Kamin. Als sie zu Ostern fertig geselcht hatten, haben wir die Kamine gekehrt und auch den Oberboden der Küche mit einem Reisigbesen. Das Schwarze haben wir heruntergekehrt. Der offene Herd hat keine Wärme abgegeben, da war nur das kleine Feuer. Eine Kette ist runtergehangen, daran war ein gusseiserner Kessel, das war das „Wasserwandl“. Für die russischen Kamine haben wir so Stahlbesen gehabt, ungefähr 20 bis 30 cm, die anderen, die Sundkamine haben wir mit einer „Tschuppe“ (kleiner Nadelbaum) gekehrt, bis 50 cm hoch. Dann sind wir mit der Forst übereinander gekommen, weil wir nicht die Bäume abhacken durften. Wobei wir nur die schlechtesten ausgesucht haben, weil früher haben die Leute ja Ziegen gehabt, diese haben sie laufen lassen und die haben dann die frischen Triebe gefressen. Dann waren die jungen Bäume mit den abgefressenen Trieben recht tschuppat, wie wir sagen. Die sind gut gegangen, Kamine zu kehren. Aber mehr als zwei bis drei Kamine hat man nicht kehren können, also haben wir einen Haufen Tschuppen gebraucht. Dann hat es die Forst verboten. Da mussten wir uns etwas einfallen lassen. Kreuzbesen, davon haben wir drei bis vier pro Woche gebraucht. Das war die Arbeit vom Lehrbub am Samstag-

nachmittag; und was noch für den Lehrbub war, man hat das Rußgewand flicken müssen, am Sonntagvormittag, vom Chef und von einem selbst. Die Sundkamine, die glockenförmigen und die schließbaren haben wir mit den Tschuppen gekehrt, dann mit dem Kreuzbesen.

Wir haben zum Beispiel, als wir die Berge gemacht haben, auswärts übernachtet. Jetzt war folgendes: Im Zug durften wir nicht in den Waggon einsteigen, wir waren zu rußig. Sie haben nur die Holzbänke gehabt, trotzdem mussten wir in den Postwagen gehen. Heute wird der Kaminkehrer nicht mehr so dreckig. Die ganze Woche haben wir nicht abgewaschen. Im Sommer durften wir im Heu schlafen, bei den Bauernhäusern, im Winter haben wir im Stall geschlafen, im Wurf, hat man gesagt, wo sie früher das Heu vom Futterhaus heruntergeworfen haben. Gearbeitet hat man bis Samstagmittag. Wir sind nach Hause gekommen, dann hat man zwei Kübel warmes Wasser bekommen, in einem Schaff, da hat man diese „Eisenschafflan“ gehabt, so verzinkte. Da hat man die Hände abgewaschen und im Gesicht das Gröbste, dann war das erste Wasser schwarz. Mit dem zweiten Kübel hat man den Körper abgewaschen. Der halbe Ruß ist am Körper geblieben, mit zwei Kübel Wasser ist man nicht sauber geworden. Der Beruf war früher so. Und früher war es rußig, als wir durch die Kamine geschlüpft sind. Ein Leiterlein haben wir in der Küche gebraucht, weil der Kamin ist ja nur bis zum Oberboden gegangen. Mit dieser Leiter sind wir hochgestiegen, bis der Kamin begonnen hat. Und von da an musste man schlüpfen (schlüpfn). Man hat sich im Kamin abgespreizt und ist hinaufgeschlüpft, und hat sich hinaufgeschoben. Zuerst hat man mit den Füßen geschoben, dann wieder mit den Armen. Im Sommer mussten wir alles mit dem Fahrrad machen, mit der Leiter auf dem Rücken.

Nach dem Kehren haben wir in vielen Orten am Abend mit den Knechten mitessen dürfen. Bis der Lehrbub Kontakt aufgenommen hat, man hat etwas Angst gehabt, weil früher hat man eine Suppe voraus bekommen, eine Brennsuppe, dann ist die Pfanne Mus auf den Tisch gekommen und alle haben heraus gegessen. Da ist man als Lehrbub meist zu kurz gekommen, weil da hast du dich nicht getraut. Wenn man gegen Mittag in ein Bauernhaus gekommen ist, ist der Chef meistens später nachgekommen, weil er im Gasthaus gegessen hat; den Lehrbub hat er in der Zwischenzeit weitergeschickt, der musste derweil beim nächsten Bauernhaus wieder mit dem Kehren anfangen. Dann haben die Leute oft gesagt: „Bui, schnell, geh la her, iss epas!“ Sie wussten, dass wir Lehrlinge nichts bekommen haben. Man musste froh sein, dass man einen Platz zum Lernen gefunden hat.

Ich bin einmal in Margreid vom Dach gefallen, auf eine Hasenkiste vom Gemeindediener. Dann war die Hasenbrut tot. Auf der Sonnenseite war kein Reif mehr, in der Schattenseite schon, das ist im Herbst passiert. Ich bin rauf, den Fuß rüber – und schon war ich weg. Nicht so hoch, etwa sechs Meter, aber das ist genug. Genau auf die Hasen. Wahrscheinlich haben die etwas gedämpft, da hat er geschimpft. Ich hatte nur ein paar Abschürfungen, aber die Hasen! Das ist das einzige Mal, dass ich runtergefallen bin.

Früher hatten wir Schindeldächer, heute ist auf den Platten eine Glasur. Wenn da ein Reif drauf ist, dann bist du weg.

Schindeln waren auch gefährlich, weil die waren nicht befestigt, die sind nur gesteckt. Wenn man im Winter rauf ist und man hat sich an einer Schindel festgehalten und ist gerutscht, dann hat man die Schindel in der Hand gehabt, weil die waren nicht genagelt. Da ist einfach nur eine Schicht auf die andere gelegt. Weil die Schindeln muss man spalten, nicht schneiden, sonst werden die nicht gut. Beim Schneiden werden die Adern durchgeschnitten,

beim Spalten geht das nach den Fasern. Das war auch ein Handwerk. Nur ganz wenige haben das gemacht.

Früher hat man nur altes Gewand angehabt. Und eine Galauniform hatten wir, wenn ein Festtag war, dann gingen wir mit dem Zylinder, ein weißes Tüchlein um den Hals, Knöpfe mit Wappen vom Kaminkehrer. In der Galauniform war ich auf den Bällen, als ich in Meran gearbeitet habe, im Kursaal, da durfte nur der Kaminkehrer der Zone hinein. Man hat da ein paar Monatsgehälter an Trinkgeld bekommen. Da ist man von Tisch zu Tisch gegangen, mit Reisigbesen, ganz dünnes Birkenreisig, zusammengebunden mit einem roten Mascherl dran und diese hat man den Damen gegeben. Der Begleiter hat dann Trinkgeld gegeben.

Als ich in Meran gearbeitet habe, durften wir keine Schuhe tragen. Wir hatten Sommer wie Winter offene Schuhe, Schlappen. Nicht mal einen niedrigen Schuh. Im Winter ist man herausgeschlüpft wegen der Platten, weil früher gab es Zementplatten, die nichts ausgehalten haben. Man hat dicke Wollsocken gehabt. Und im Sommer war man barfuß in den Schlappen. Da hat man auf den Zehen so dicke Hornhaut gehabt, das waren noch Zeiten. Mit Schuben hätte man viel zu lange gebraucht; und die Platten haben nicht gehalten, barfuß mit Gefühl ging es besser.

Als ich hier selbständig gewesen bin und nach Altprags musste – da waren früher ja die Bäder, da war die Küche zu kehren, in den Bädern die Heizung, in der Dependance die Heizung, im Stall war auch eine Heizung, da waren Fremdenzimmer. Da habe ich am Abend angefangen und am nächsten Nachmittag habe ich fertig gehabt, da habe ich die ganze Nacht durchgearbeitet. Auch beim Hotel Prager Wildsee musste ich nachts kehren.



Knopf der Kaminkehrerzunft

Die großen spiralförmigen Rosetten stechen ins Auge.
Sie wirken alt, urig und sind Ornament.
Sie wachsen weiter, jeden Tag,
und verzaubern die Stimmung eines jeden Abends.
Wie viele Generationen haben diese Rosetten schon miterlebt?
Wie viele traurige und frohe Momente ?
Die Verzierung erinnert an frohe Tage, an Kindergelächter.
Sie ziert den Hof seit seinem Anbeginn.



„ICH WACHSE“

Frottage / Mischtechnik auf Stoff / 35x25cm (3)
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich flechte, Gespräch mit Johann Plack

Korber aus Niederdorf



Ich flechte seit zwanzig Jahren Körbe, vorher war ich Drechsler. Es gibt unterschiedliche Arten von Buckelkörben, einen um Laub zu tragen, einen um Holz zu tragen, der hat einen großen Boden und die Holzscheiter gelangen dann ganz runter und es ist genug Platz. Durchs Einwerfen der Scheiter werden die Rippen und Schienen der Körbe mit der Zeit kaputt. Der Boden besteht aus einem einfachen Brett, aus einer ungeraden Anzahl von Rippen oder Stacken. Das ist wie beim

Menschen, der Körper wird auch von den Rippen zusammengehalten. Es gibt die Spitzrippen, die einfach gerade in den Boden gesteckt werden, und die Hauptrippen, die einen Knopf unten haben und den Korb zusammenhalten und das gesamte Geflecht tragen; das sieht man dann auch auf der Unterseite des Bodens. Durch die konische Form hält der Boden von selbst das Geflecht zusammen. Von den Hölzern verwende ich Weide, den mollenen Schneeball, dessen Beeren giftig sind, aber ein zähes Holz hat, Haselnuss, Esche, Föhre, Lärche oder auch Fichte. Bei Brotkörben verwende ich Zirbelholz als Boden.

Bei den Rippen werden die Haselnussstecken konisch auf der Werkbank zugeschnitten. Das Holz sollte immer astfrei sein. Die Kanten der Rippen werden gebrochen, sieben bis acht Stunden dauert es, bis alles vorbereitet ist und der Korb geflochten werden kann.

Früher haben sie die Buckelkörbe als Hauptgefäß auf jedem Hof und in fast jedem Haus verwendet. Im Winter wurden die Körbe in den Bauernstuben so ab November hergestellt. Gras, Heu, Laub und noch vieles mehr wurde mit den Körben getragen. Die Handwerker gingen auf Stör, zu den Bauersleut und machten auch Körbe. Der Bauer hackte – wenn

man einen aus Lärche machte – einen Baum. Der musste bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Nur das Kopfstück vom Boden heraus, 1,20 Meter oder 1,30 Meter, funktionierte für diese Arbeit. Das Holz des höheren Teiles war zu spröde. In meinem Fall, bei der Haselnuss, die kann man das ganze Jahr über verwenden, am besten arbeitet man mit ihr, wenn kein Laub mehr auf ihr ist. Es ist weniger Wasser im Holz. Das Holz braucht eine bestimmte Zeit, damit es ruhiger wird und weniger nass ist.

Der Bauer hatte das Holz, man kam auf der Stör vorbei, arbeitete vor Ort, wurde gepflegt, bekam relativ wenig Geld dafür. Man hat dann halt gleich zwei, drei Körbe geflochten, die Nachbarn kamen alle bei einem Bauern zusammen, sammelten Haselnussstecken oder was es eben brauchte und die einen spalteten die Stecken, die anderen bereiteten die Rippen vor und wieder andere die Böden. Es wurde zugearbeitet. Es war viel Gemeinschaftsarbeit. Mit Lärchenholz – heute ist es schwer dieses Holz zu bekommen, heute ist eine andere Verwendung für diesen Baum vorgesehen, wie man halt das meiste Geld dafür bekommt, beispielsweise vom Heizwerk.

Ein Laubkorb, der 1,5 Meter breit ist, braucht lange Stecken, deshalb muss mit fünf bis sechs Meter langen Stecken gearbeitet werden, aus denen man Schienen und Rippen herstellt.

Zwischen sechzig und siebzig Stunden, die Arbeit ist das Putzen; es gibt schon noch einzelne Korber, die schneller arbeiten. Wenn alles vorbereitet und hergerichtet ist, kann man auch schon mal neun Körbe in einem machen. So ein Korb kostet 180 Euro, eigentlich zu billig für den ganzen Zeitaufwand und die ganze Arbeit.

Wenn er [der Bauer] achtsam damit umgeht, den Korb

nicht ständig im Regen oder in der Sonne liegen lässt – zwischendurch soll der Korb schon wieder mal Feuchtigkeit kriegen, aber auch wieder austrocknen – dann hält so ein Korb zwanzig, auch fünfundzwanzig Jahre. Ich erhalte immer wieder Körbe zum Flicken und die Leute sagen, den habe schon ihr Großvater gehabt, also reden wir hier von fünfzig, sechzig Jahren. Ich, als kleiner Bub, bin im Vinschgau aufgewachsen, da hatten wir kleine Buckelkörbe, mit denen wir auf den Bergwiesen Mist ausgetragen haben. Damals arbeitete man mit Seilwinde, es gab keine Fahrzeuge auf dem Berg. Die Seilwinde hatte einen Elektromotor, ein Seil ging hoch, oben war es ein Holzrad, dann ging das Seil wieder hoch. Das war die Gehhilfe. Gebaut hat man auch mit der Seilwinde, der Pflug wurde nach oben gezogen und leer nach unten und beim Misttragen war es auch so: Man hat sich beim Seil angehängt und das Seil zog einen hoch. Der Mist war früher etwas nasser, da hat man dann fürchterlich ausgeschaut, aber wir als Buben hatten „a Hetz“, der eine hat mehr gestunken als der andere. Geschäft habe ich keines, aber auf die Märkte gehe ich. Gedrechselt habe ich schon früher immer, und vor zwanzig Jahren habe ich angefangen zu flechten. Zufällig habe ich einen Rittner kennengelernt, Jahrgang 1924, er lebt noch. Dem habe ich so zugeschaut, wir waren bei einer Veranstaltung und da fragte er mich, ob mich das Körbe flechten freuen tät, da sagte ich, dass mir Holz immer gefällt. Er meinte, ich solle mal bei ihm vorbeikommen. Da bin ich auf den Ritten hoch, er ist ein Kleinbauer. Er war gerade beim „Korben“, er machte einen Siebzigerkorb. Da schaute ich zu und er meinte, ich könne ja selber arbeiten. Er gab mir einen Boden, dafür musste ich die Rippen herstellen, das dauerte bis abends. Dann schlief ich bei ihm. Am nächsten Tag ging die Arbeit weiter. Am dritten Tag kam ein Klausner hoch. Er brauchte einen Korber fürs Speckfest, da wurde das alte Handwerk gezeigt. Es sollte ein bisschen eine Attraktion für die Besucher sein. Mein Lehrmeister meinte, er geht nur hin, wenn ich ihn begleite, da

er kein Fahrzeug hatte. Auf dem Fest durfte ich ein bisschen zuarbeiten und irgendwo bin ich ein bisschen stolz darauf, dass ich mit meinem Lehrmeister dahin durfte. Vor fünf Jahren habe ich einen Stubenwagen geflochten und mein Lehrmeister war ganz überrascht, denn ich hatte auch einen Bogen geflochten, das war neu und viel Arbeit. Auch Wurzelkörbe flechte ich und bei einem Wettbewerb der Handwerkskammer habe ich mitgemacht. Die Fichte ist eher ein Flachwurzler, und wenn eine neue Forststraße gebaut ist oder Windwurf ist, dann wird danach aufgeräumt. Bei den Fichten sind feine Wurzeln, die sind fünf bis acht Meter lang, man sammelt sie, ringelt sie auf und die sind drei, vier Millimeter dick. Man lagert sie, wässert sie drei, vier Tage ein, spaltet sie, nur dass sie halt halbiert oder geviertelt werden. Dann beginnt man in der Mitte ein Auge zu machen und flechtet von da ausgehend ein Körbchen. Das Ganze wird nämlich mit einer Nohle genäht. Bei so einem Körbchen arbeitet man 80 Stunden, früher waren das Hochzeitsgeschenke für die Brautleute. Aussaatkörbe – Saankorb – mit denen man das Getreide ausgesät hat, das waren Wurzelkörbe. Dann kam mit der Zeit der Kunstdünger auf und der frisst das Wurzelmaterial auf und somit verschwanden diese Wurzelkörbe. Es gab genügend Leute, die diese Kunst sehr gut beherrschten und für die dieses Handwerk ein Nebeneinkommen war. Im Prinzip ist das immer Flechtereie, vor allem im Sarntal haben ganze Familien im Winter diese Wurzelkörbe hergestellt. Mit der Handelskammer waren wir in München auf der Messe und da kamen wir mit einem Ehepaar ins Gespräch. Die Frau meinte, sie habe einen Korb zuhause, den sie eigentlich wegwerfen möchte. Ich habe ihr gesagt, sie solle ihn doch vorbeibringen und wir schauen nach, was es für ein Korb ist. Er war auf einer Seite ein wenig gebrochen, ich habe ihn geflickt. So ein Korb ist gut zweihundert Euro wert. Die Frau schreibt mir jedes Jahr. Sie weiß jetzt, was für eine Arbeit hinter so einem Korb steckt. Früher wurden auch viele Hüte geflochten.

Ich öffne
Den Menschen
Die Tür.

Ich bin immer da,
offen, angelehnt, zugesperrt.
Ich stehe offen.

Ich öffne.

Jana Oberhofer



„ICH ÖFFNE“

Frottage / Mischtechnik auf Jute / 55x35cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen

Ich schnitze, Gespräch mit Johann Kammerer

Schnitzer aus Prag



Wir hatten eine Bauerschaft, da war immer zu arbeiten und abends habe ich geschnitzt und kleine Handarbeiten gemacht. Hauptsächlich habe ich Krippenfiguren hergestellt. Ich habe mir das selber beigebracht, einfach damit begonnen. Später habe ich mich dann am Künstler Bachlechner orientiert. Wenn die Messer nicht schneiden, kommt man zu tief ins Holz, dann war alles umsonst, dann kann man die Figur wegwerfen, dann ist sie Brennholz. Geschnitzt habe ich mit Zirbe,

bei komplizierten Figuren geht Linde gut.

Ich habe Lampenschirme, Lüster geschnitzt und verschenkt. Verkauft habe ich nichts, das tut man nicht. Es war ja meine Freizeitbeschäftigung. Ich habe eine Vorlage gesucht und ein bisschen nachgemacht, das gebe ich schon zu. Ideen braucht es halt, das ist's.

Ja, wir haben untertags gearbeitet, um sechs Uhr hat man zu Abend gegessen und danach habe ich bis zwei Uhr nachts geschnitzt.

In der Früh war um fünf Uhr aufzustehen, dann war in den Stall zu gehen, um sieben war Frühstück und dann ging man zur normalen Arbeit. Abends war's dasselbe: Um fünfging man in den Stall, um sechs Abendessen und danach durfte man seinen Interessen nachgehen. Im Sommer nicht, da war zu viel Arbeit und der Tag war lang, im Oktober, November habe ich angefangen mit dem Schnitzen, bis Ostern. Dann war fertig, dann ging wieder nix mehr. Krippenfiguren und Lüster waren meine Hauptarbeiten. Meine Krippe steht im Altersheim Niederdorf.

Schindeln gekliobt habe ich nur für meine Schnitzarbeiten. Das war schon eine Arbeit, denn je kleiner die Konstruktion ist, desto feiner müssen die Schindeln sein. Dazu habe ich Lärche verwendet, wenn man eine schöne erwischt hat, dann ging das recht einfach, aber wenn im Holz ein Ast drinnen war, war es nur mehr zu verwerfen. Ich habe dazu ein flaches Schnitzmesser verwendet, wenn ich schmale Schindeln brauchte, dann habe ich mit einem schmalen Messer gearbeitet und sonst mit einem breiten. Das war alles Handarbeit.

Ich hatte gute Beziehungen zu Josef Tschurtschenthaler aus Sexten, der hat mich mit der Zeit das Schnitzen gelehrt. „Nimm'sche an Brocke Holz her, schaug'sche richtig hin, s'ibrige Holz weg, die Figur isch fertig.“ So habe ich begonnen. Dann besuchte er mich einmal, er kam zu kontrollieren und meinte: „Du, i sog do epas, die Figur mochsche vil zi haakl, sie muss Bewegung hobn, noa schaug des gonz ondorscht aus.“ Da habe ich erst richtig mitbekommen, wie es funktionieren muss, denn wenn der Hirte nur gerade da steht, fehlt der Ausdruck. Wenn ich ihn in der Bewegung festhalte, schaut das schon ganz anders aus. Das war der Anfang.

In Gröden haben sie heutzutage schon Maschinen, die stellen fünfzig Figuren in einem Gang her. So ist das.

Nach dem Tod meiner Frau bin ich raus ins Altersheim nach Niederdorf, da habe ich mit dem Schnitzen aufgehört, man kann hier doch nicht alles dreckig machen.

Ich gestalte, Gespräch mit Lisa Oregioni

Architektin aus Val Chiavenna, arbeitet in der Schweiz



„Unter dem Dach des Burger Hofes“

Gestaltungsworkshop
24.- 28.10.2016

Der Gestaltungsworkshop „Unter dem Dach des Burger Hofes“ hatte die Aufgabe den Dachboden des Burger Hofes als Schlafsaal zu gestalten und wurde wie ein Ideenwettbewerb strukturiert.

Die Schüler und Schülerinnen der Klasse 2B der Mittelschule in Welsberg haben sich mit einem neuen Fach, der Architektur, sowie mit neuen Darstellungstechniken und intensiver Gruppenarbeit auseinandergesetzt und haben in einer Woche ein originelles und durchdachtes Projekt entwickelt. Dieses wurde mit viel Engagement einer externen Jury präsentiert. Jedes wirft einen besonderen Blick auf das Thema und bietet eigene Lösungen an. Es wurde zusammen mit der Jury entschieden, die Stärken der verschiedenen Beiträge hervorzuheben.

Durch diese Initiative haben Schüler und Schülerinnen, die zukünftigen Nutzer des Burger Hofes, das Umbauprojekt begleitet, durch den Planungsprozess gelernt und diesen mit Kreativität unterstützt. Ihre Wünsche, Ideen und Bedürfnisse haben in diesem Workshop Ausdruck gefunden. Wir hoffen, dass diese die nächsten Planungsschritte inspirieren können, sei es nur in einer punktuellen Lösung oder im gesamten Layout.

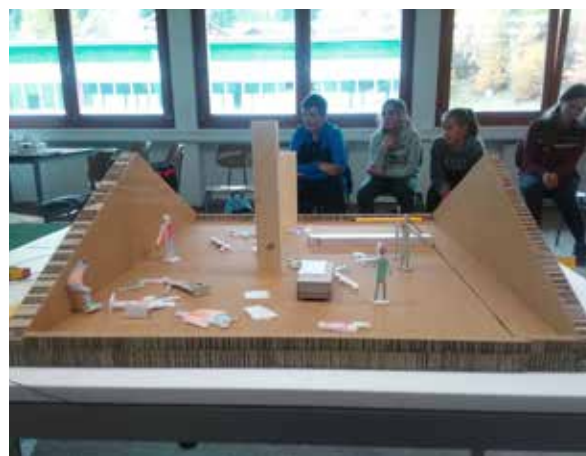
Die Schüler und Schülerinnen haben in dieser Woche einen weiteren Schritt in der Wahrnehmung dieses Ortes,

der eigenen Identität und in der Entdeckung der eigenen Kapazität gemacht.

Der Burger Hof wird noch nicht aktiv genutzt und doch hat er schon eine starke Wirkung, eine Präsenz.

Es war für mich eine sehr motivierende Erfahrung. Ich habe viel gelernt und ich habe mich gefreut die Schüler und Schülerinnen zu begleiten. Ihre Motivation und Energie ist ansteckend!

Dieser Workshop hat mich noch mehr überzeugt, dass die Integration der Architektur in den Schulunterricht ein großes Potential bietet. In Räumen zu denken und diese zu gestalten ist eine natürliche Fähigkeit und Bedürfnis des Menschen und sollte gepflegt und kultiviert werden. Architektur baut nicht nur die Szenografie unseres Alltags und Erinnerungen, sondern sie übermittelt auch Werte und Geschichten unserer Gesellschaft. Sie ist ein Teil unserer Identität.



Schützendes Mal in der Stube.

Könnte ein Fisch sein.

Iesum Habemus Socium, Verbindung zu Gott

auf Erden

in Blau, Schwarz und Gelb,

Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser,

eine Botschaft an uns,

direkt von oben,

uralt.



„ICH BESCHÜTZE“

Frottage / Mischtechnik auf Jute / 95x70cm
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2A, MS Ursulinen



Meisterschule München



Schaumeister



Beim Zuschnitt



Schuster auf der Stör



In der Stube



In der Klöppelschule 1950



In der Klöppelschule 1940



Begutachten der Klöppelspitzen



Bruneck, 14. August 1948, Großtante Rosa Mittermair



Kaminkehrer als Glücksbringer beim Silvesterball

Impressum

Herausgeber

Schulsprengel Welsberg
Gleichgestellte Mittelschule der Ursulinen

Gemeinschaftsprojekt der Klasse 2A Mittelschule Ursulinen Bruneck und der Klasse 2B Mittelschule Welsberg

Mittelschule Ursulinen

Maximilian Auer, Teresa Brugger, Elias Durnwalder, Marie Eppacher, Emilia Espeter Pichler, David Gang, Beat Franz Herbert Hellweger, Aaron Hildgartner, Emma Luisa Kirchler, Katharina Lynn Knollseisen, Zarah Leonie Lucerna, Ines Lüfter, Alexandra Mair, Hannah Messner, Selina Mutschlechner, Susanna Schiffigerger, Julia Sieder, Samuele Sporti, Lukas Steiner, Lisa Unterkofler, Leni von Mersi, Jan Voppichler

Mittelschule Welsberg

Stefan Agostini, Hannah Gitzl, Eva Hell, Jessica Holzer, Manuel Huber, Moritz Ladstätter, Emanuel Lamp, Andrea Moser, Jana Oberhofer, Felix Oberstaller, Stefanie Pahl, Theresa Patzleiner, Hannes Rabensteiner, Mara Schwingshackl, Hannah Seiwald, Manuel Selmani, Ornela Zdrava

Projektbegleitung

Johanna Schwingshackl, Gleichgestellte Mittelschule der Ursulinen Bruneck
Karin Sparber, Mittelschule Welsberg

Lektorat

Josef Oberhollenzer

Redaktion

Johanna Schwingshackl, Karin Sparber

Fotos

Manfred Steiner, Olang
Sepp Hintner, Welsberg
Hermann Ladstätter, Welsberg
Hermann Mair, Toblach
Frieda Steger, Toblach

Grafik und Druck

Kraler Druck, Vahrn

©2017

Alle Rechte vorbehalten

Wir danken allen Mitwirkenden.

In Kooperation mit EOS und Schulverbund Pustertal

Weblink: <http://www.ssp-welsberg.it/>
<http://www.ursulinen.it/>

